

# DARK DELICACIES

LECKERBISSEN DES BÖSEN

Herausgegeben von  
Del Howison und Jeff Gelb

Übersetzt von Frances Hoffmann

**FESTA**

1. Auflage Juni 2009  
Originaltitel: *Dark Delicacies*<sup>TM</sup>  
© 2005 by Del Howison and Jeff Gelb  
and the Authors (see Page 389)  
© dieser Ausgabe 2009 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Nick Monu  
Druck und Bindung: CPI Moravia  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-087-6

Für meine Frau Sue. Partnerin, und viel wichtiger, Freundin.  
Und für meine drei Familien – die eine, mit der ich durchs  
Blut verbunden bin, die zweite, die ich durch die Ehe wählte,  
und die dritte, die ich durch Freundschaft fand.

Dies wäre ohne Dich niemals geschehen.

– Del Howison

Für meine Frau und meinen Sohn, die mich immer  
ermutigten, mehr und mehr zu wachsen.

– Jeff Gelb

# INHALT

<b>VORWORT</b>	7
Richard Matheson	
<b>DARK DELICACIES: EINE EINLEITUNG</b>	11
Jeff Gelb	
<b>DER WIEDERGEBORENE</b>	15
Ray Bradbury	
<b>DIE BLACK MILL BUCHT</b>	28
Lisa Morton	
<b>KADDISCH</b>	43
Whitley Strieber	
<b>DER SEHER</b>	73
Robert Steven Rhine	
<b>DIE VERWANDLUNG</b>	91
D. Lynn Smith	
<b>EIN TEIL DES SPIELS</b>	104
F. Paul Wilson	
<b>DES VERSTANDES BERAUBT</b>	125
Roberta Lannes	
<b>MEIN SELTSAMER FREITAG</b>	148
Brian Lumley	
<b>DAS ZWÖLF-STUFEN-PROGRAMM – EIN SOMMER MIT DEN AA</b>	180
Nancy Holder	
<b>EINE BLOODY MARY AM MORGEN</b>	203
John Farris	

<b>EIN GENTLEMAN DER ALTEN SCHULE</b>	219
Chelsea Quinn Yarbro	
<b>DIE VERKÜNDIGUNG</b>	237
Ramsey Campbell	
<b>AM STADTRAND</b>	255
Gahan Wilson	
<b>DARK DELICACIES OF THE DEATH</b>	267
Rick Pickman	
<b>DEPOMPA</b>	284
William F. Nolan	
<b>DER SCHEITERHAUFEN UND ANDERE GESCHICHTEN</b>	305
David J. Schow	
<b>BLUTIGE ANGELEGENHEITEN</b>	322
Steve Niles	
<b>DIE TURMSPRINGERIN</b>	341
Richard Laymon	
<b>HAECKELS ERZÄHLUNG</b>	362
Clive Barker	
<b>BEVOR DU UNS VERLÄSST: EINE NACHBEMERKUNG</b>	387
Del Howison	
Über die Autoren	390

# VORWORT

Richard Matheson

Als Del mich zum ersten Mal zu einer Signierstunde in seinen Laden, Dark Delicacies, einlud, war vermutlich meine erste Reaktion: Na gut, noch eine Signierstunde, noch ein Buchladen.

Was den ersten Teil betraf, behielt ich recht – es war ein schönes Erlebnis, ein paar von meinen Lesern kennenzulernen und ich empfand Dankbarkeit dafür, dass sie mich so sehr lobten – außerdem, um es ganz unverblümt zu sagen, bekam ich noch einen Zuschlag zu meinem Honorar.

Mit meiner zweiten Vermutung allerdings lag ich komplett daneben. Dark Delicacies ist definitiv nicht einfach nur »noch ein Buchladen«. Es ist der einzigartigste Buchladen, den ich je gesehen habe, eine Schatzkammer randvoll mit all jenen Büchern, deren finstere Leckerbissen uns zu guten, herrlichen und großartigen Leseerlebnissen einladen.

Daneben gibt es Hunderte zusätzlicher Artikel, die dem Laden eine Aura des Magischen, Mysteriösen, Provokativen und zutiefst Berührenden verleihen – Poster, Fotos, Kunstgegenstände und Geschenkartikel jeder Art, die allesamt eine eindeutige, finstere, köstliche Faszination ausüben.

Nicht zu vergessen freilich die Tausenden von Büchern, von den aktuellsten Veröffentlichungen bis hin zu klassischer Prosa und Sachbüchern.

Kurz: Es ist ein äußerst angenehmer Ort zum Bummeln, Stöbern und Genießen. Mein Gott, selbst auf der Toilette schauen faszinierende Kunstwerke auf einen herab!

Meine Bücher in Dels Laden zu signieren, war mir immer eine große Freude. Wie er allerdings die Leute wissen lässt, dass ich – und all die anderen Schriftsteller, Künstler und Filmemacher – bei ihm zu Gast sind und den Stift bereit halten, ist mir ein Rätsel.

Mir ist durchaus bewusst, dass es verdammt schwierig und

unglaublich anstrengend sein muss, einen Buchladen mit einer so engen Spezialisierung erfolgreich zu führen. Del und seine hart arbeitende Frau Sue haben es dennoch geschafft und halten das Geschäft noch immer, ein Jahrzehnt nach seiner Eröffnung, am Laufen.

In den letzten zwei Jahren war es mir aufgrund eines Rückenproblems nicht möglich, im *Dark Delicacies* zu erscheinen. Del war so großzügig und brachte mir einige Bücher zum Signieren ins Haus und hat mich gelegentlich sogar von hier abgeholt und später wieder zurückgefahren, damit ich hin und wieder in ihrem Laden ein paar Autogramme geben konnte.

All diese unglaubliche Hingabe und das ungeheure Geschick haben schließlich diese *Dark Delicacies*-Sammlung hervorgebracht. Kaufe sie, lese sie, genieße sie, behalte und halte sie in Ehren. Ich werde es jedenfalls tun.

Richard Matheson  
Juni 2005

# DARK DELICACIES: EINE EINLEITUNG

Jeff Gelb

Ich habe viel Zeit mit Kindern verbracht, zuerst mit meinem Sohn und dann später mit meinen beiden Nichten. Was mir dabei stets aufgefallen ist: Kinder lieben es, erschreckt zu werden. Natürlich nur unter der Voraussetzung, dass man sie kurz darauf zum Lachen bringt! Wie es scheint, ist der Instinkt zur Angst hin genetisch festgelegt, doch ebenso trifft das auf den Instinkt für Sicherheit zu, der schließlich das Lachen auslöst.

Da stellt sich mir doch die Frage: Woran liegt es, dass wir uns so gerne so richtig gruseln? Schließlich birgt das Leben selbst genügend furchterregende Dinge, besonders in einer Welt nach 9/11. Tatsächlich habe ich mir als Herausgeber von Horrorgeschichten nach 9/11 mehr als nur einmal die Frage gestellt, ob es in dieser perversen Welt überhaupt noch einen Platz für Horrorunterhaltung gibt. Doch die Autoren reagieren auf meine Einladung, in meinen Büchern zu veröffentlichen, wie eh und je positiv. Die *Hot Blood*-Anthologien, die ich zusammen mit meinem langjährigen Freund Michael Garrett herausgebe, verkaufen sich bis heute an eine eingeschworene Fangemeinschaft (vielen Dank dafür). Und auch der Kinoerfolg von Filmen wie *The Ring*, *Der Fluch*, *Dawn of the Dead* oder *White Noise – Schreie aus dem Jenseits* und vielen anderen beweist, dass die Menschen sich tatsächlich nach dem Gruseln sehnen. Das geht gut, solange sie hinterher wieder ins grelle Tageslicht hinaustreten können und genau wissen, dass die Welt nicht schlimmer geworden ist als jene, die sie hinter sich ließen, als sie das Kino betraten.

Eigentlich, so scheint mir, liegt genau darin das Geheimnis von Horrorgeschichten: Wenn man so will, geben sie uns Gelegenheit, eine bestimmte Art von mentalem Orgasmus zu erleben; eine Gelegenheit, etwas von der Spannung und

dem ganzen Stress, der uns jeden Tag aufgeladen wird, loszulassen. Bei einer guten Horrorgeschichte, sei es auf bedrucktem Papier, im Kino oder im Fernsehen, können wir die schlimmsten Albträume, die wir uns ausmalen, loslassen, ihnen nachfolgen bis ins schauerhafteste Extrem und am Ende doch wieder heil herauskommen. Und ob in der Geschichte nun die Guten oder die Bösen gewinnen – immer gewinnt doch der Leser oder Zuschauer, wenn die Geschichte zu Ende erzählt, die Unterhaltung vorbei ist und er wieder zurückkehren kann in die alltägliche Welt, befreit von einem Druck, der ihm möglicherweise gar nicht bewusst gewesen ist und ihn doch stets im Inneren zerfressen hat.

Als Mitherausgeber der *Hot Blood*-Serie habe ich für Del Howison oft Signierstunden gegeben, der zusammen mit seiner reizenden Frau Sue den einzigen auf Horror spezialisierten Buchladen in ganz Amerika führt. Und eines ist gewiss: Für einen Fan des Horrors in seinen vielseitigen Erscheinungsformen – seien es Filme, Comics, Bücher oder Geschenkartikel und Hunderte von Möglichkeiten dazwischen – gehört dieser Laden zu den besten Plätzen auf diesem Planeten.

Während einer sehr schicksalhaften Signierstunde erzählte mir Del, er spiele mit dem Gedanken, *Dark Delicacies* auf eine ganz neue Weise aufzuziehen, nämlich als Sammelreihe mit Geschichten vieler der Autoren, deren Bücher er während des zehnjährigen Bestehens des Ladens immer verkauft hat. Natürlich fand ich diese Idee großartig. Wer würde nicht gern eine Geschichte schreiben für die netten Leute, die ihn so sehr dabei unterstützt haben, im Laufe der Jahre eine so große Menge an Büchern an so viele Fans zu verkaufen? Und warum sollte man die Sammlung nicht auch nach dem Laden selbst benennen, der doch für die treuen Kunden und Fans der Inbegriff von Horror geworden ist? Also, ich fand es einfach klasse!

Ich hatte viel Spaß, als ich zusammen mit Michael Garrett die *Hot Blood*-Bücher zusammengestellt habe. Doch die Möglichkeit, meine Tätigkeit als Herausgeber auf eine

Sammlung auszuweiten, deren einziges Thema lautete: »Schreibe die beste verdammte unheimliche Geschichte, die du dir nur vorstellen kannst«, war natürlich besonders reizvoll für mich. Und unsere Autoren haben genau das getan.

Del und ich sind bis heute eiserne Horrorfans und ich weiß, dass er mir zustimmen wird, wenn ich angesichts der Liste unserer Autoren einfach nur »Wow!« sage. Mit Autoren wie dem Großmeister selbst, Ray Bradbury, über Richard Matheson, von Clive Barker bis hin zur allerletzten Horrorgeschichte des schmerzlich vermissten Richard Laymon – ohne die jetzt nicht genannten beleidigen zu wollen – glauben wir, dass wir hier gut und gerne die bedeutendste Sammlung von Horrorgeschichten der letzten zwanzig Jahre (meine eigenen Bücher mit eingeschlossen!) vorliegen haben. All diese brillanten Autoren haben wir gebeten, eine Geschichte zu schreiben, die für sie modernen Horror ausmacht, und sie kamen dieser Bitte zahlreich nach.

Eines hatten Del und ich uns außerdem geschworen: Wir wollten die Namen in *Dark Delicacies* mit ein paar jungen Autoren »aufpeppen«, die regelmäßig in Dels Mekka gepilgert kommen, sich dort ihre Inspiration in Druckform besorgen und dann ihre Abende und Wochenenden mit dem Studium dieser Werke zubringen, um schließlich ein eigenes dunkles Kunstwerk hervorzubringen. Ich bin überzeugt, dass wir ein paar Leute gefunden haben, deren Namen eines Tages zu ebensolchem Ruhm gelangen werden wie jene Namen, mit denen sie sich die Seiten in diesem Buch teilen.

Diese ganzen Talente unter einem Cover lassen vielleicht die Frage aufkommen: »Und wer ist im zweiten Band vertreten?« Darauf können wir nur verwegen antworten: »Komm in einem oder zwei Jahren wieder und find's heraus!« Del und ich haben viele Freunde in der Horrorszene und wir werden mit Sicherheit an viele Türen klopfen.

Dies ist eine Sammlung, für die die Zeit einfach reif war. *Dark Delicacies* präsentiert Horror für eine neue Generation, für die Welt, in der wir heute leben. Und im Gegensatz zu

der Welt um uns herum bietet *Dark Delicacies* dir die Gelegenheit, dich zu gruseln und dann einfach das Buch wegzulegen und dich wieder wohlfühlen!

Wir sind voller Zuversicht, dass dir *Dark Delicacies* gefallen wird, und laden dich ein, uns deine Eindrücke mitzuteilen. Wir hoffen auch, dass du immer die Augen offen halten wirst nach Neuigkeiten zu zukünftigen Sammlungen, denn wir haben das hier als Langzeitprojekt geplant. Denn solange sich Kinder noch gern gegenseitig mit einem *Buuuh!* erschrecken, solange Teenager in Scharen ins Kino strömen und sich Horrorstreifen ansehen, solange den Älteren unter uns (wie Del!) noch ein köstlicher Schauer über den Rücken läuft angesichts der Kraft von gedruckten Worten, so lange wird es in dieser Welt auch immer Platz geben für *Dark Delicacies*.

Warum veranstalten wir also nicht einfach ein Festmahl für uns alle: Mit einer neuen Sammlung von Horrorleckerbissen der allerbesten Autoren unserer Zeit, die wir dazu eingeladen haben, dich in ihre Albträume zu entführen.

Willkommen an Bord und eine gute Reise. Wir versprechen dir, es wird gruselig, aber wir versprechen dir auch, dass du mit einem Lächeln das Buch wieder beiseitelegen kannst. Jetzt mal ehrlich: Kann das wahre Leben dir ein besseres Angebot machen?

# DER WIEDERGEBORENE

Ray Bradbury



Nach einer Weile überwindest du deine Angst. Du kannst nichts tun, doch achte darauf, dass du nur nachts umherwanderst. Die Sonne ist schrecklich; in den Sommernächten hast du keine Chance. Du musst auf kältere Witterung warten. Die ersten sechs Monate sind deine Zeit. Im siebten Monat sickert das Wasser durch und der Zerfall setzt ein. Im achten Monat bist du schon zu nichts mehr nütze. Spätestens im zehnten Monat liegst du nur noch da und betrauerst dein Schicksal ohne Tränen, denn dann weißt du, dass du dich niemals mehr bewegen wirst.

Doch ehe es so weit ist, muss noch so vieles zu Ende gebracht werden. Viele schöne und unschöne Dinge müssen erst noch in deinem Kopf geradegerückt werden, bevor dein Verstand sich auflöst.

Es ist neu für dich. Du bist wiedergeboren. Und der Ort deiner Wiedergeburt ist mit Seide ausgeschlagen. Er riecht nach Nachthyazinthen und Leinentüchern, und vor deiner Geburt ist da kein Geräusch, bis auf das Schlagen der Milliarden Insektenherzen dieser Erde. Hier gibt es nur Holz und Metall und Satin, keine Nahrung, nur diesen unerbittlichen Schacht voll stickiger Luft, ein Hohlraum in der Erde. Jetzt gibt es für dich nur noch eine Art zu leben. Zorn muss dich wach rütteln, Leben in deine Glieder hauchen. Ein Verlangen, eine Sehnsucht, ein Bedürfnis. Dann erzitterst du und erhebst dich und dein Kopf stößt gegen Holz, das mit Satin beschlagen wurde. Das Leben ruft nach dir. Du wächst mit ihm. Verzweifelt krallst du dich aufwärts und schaffst es, Stück für Stück, die Erde beiseitezuräumen, und eines Nachts zerfällt die Dunkelheit, der Weg ist frei und du brichst hervor und erblickst die Sterne.

So stehst du da und lässt dich von Gefühlen überwältigen. Du machst einen Schritt, wie ein Kind, du taumelst, deine Hand sucht nach einer Stütze – und findet eine Marmorplatte. Unter deinen Fingern steht die Geschichte deines Lebens kurz und bündig: geboren am – gestorben am.

Du bist wie ein Stück Holz, das zu gehen versucht. Du lässt den Garten der Gedenksteine hinter dir und wandelst auf düsteren Straßen, allein auf dem bleichen Gehsteig.

Du spürst, da gibt es noch etwas zu erledigen. Eine Blume, die du noch nie gesehen hast, wartet irgendwo auf dich, ein See, der dich zum Schwimmen ruft, ein unberührter Wein. Du läufst ziellos, um zu vollenden, was auch immer unvollendet blieb.

Die Straßen sind dir fremd geworden. Du gehst durch eine Stadt, die du noch nie gesehen hast, ein Traum am Ufer des Sees. Dein Schritt wird allmählich sicherer und du läufst schneller. Und dann erinnerst du dich.

Du kennst jeden Grashalm auf dieser Straße, kennst die Stellen, an denen der Asphalt im Feuer der Sonne aus dem Zement gequollen ist. Du weißt, wo die Pferde angebunden waren und schwitzend im Grün des Frühlings an jenen eisernen Wasserbehältern standen in einer Zeit, die so weit zurückliegt, dass sie nur noch ein verblassender Nebel ist in deinem Verstand. Diese Kreuzung, über die eine Lampe wie eine fette Spinne hängt und ihr Licht in die Dunkelheit gießt. Du entfliehst ihrem Netz in die Schatten der Platanen. Ein Lattenzaun knirscht unter deinen Fingern. Hier bist du als Kind immer langgelaufen, hast lachend einen Stock über die Zaunlatten gezogen, ein Lärm wie von Maschinengewehren.

Die Häuser, die Menschen darin und all die Erinnerungen. Der Zitronenduft der alten Mrs Hanlon, die damals hier lebte, eine Dame mit welken Händen, die dir eine welke Rüge verpasste, weil du ihre Petunien zertreten hattest. Inzwischen ist sie gänzlich verwelkt, wie ein verbranntes Blatt Papier.

Ganz still ist die Straße, bis auf jemanden, der dort ent-

langläuft. Du gehst um eine Ecke und stößt unerwartet mit einem Fremden zusammen.

Ihr beide weicht voreinander zurück. Einen Moment lang betrachtet ihr einander und dann versteht ihr.

Die Augen des Fremden sind wie Feuer tief in den Augenhöhlen. Groß ist er, dünn und er trägt einen dunklen Anzug. Seine Wangenknochen leuchten im glimmenden Weiß. Er lächelt. »Du bist ein Neuer«, sagt er.

Da weißt du, *was* er ist. Er geht umher und ist so »anders«, genau wie du.

»Wo willst du denn so eilig hin?«, fragt er dich.

»Ich habe keine Zeit«, erwidert du. »Ich gehe *irgendwohin*. Geh mir aus den Weg.«

Er hält dich fest am Ellbogen gepackt. »Weißt du, *was* ich bin?« Er beugt sich nah an dich heran. »Begreifst du nicht, dass wir gleich sind? Wir sind wie Brüder.«

»Ich – ich habe keine Zeit.«

»Nein.« Er stimmt dir zu. »Die habe ich auch nicht, keine Zeit zu verschwenden.«

Du eilst an ihm vorbei, doch er weicht nicht von dir. »Ich weiß, wohin du gehst.«

»Ach ja?«

»Ja«, sagt er. »An irgendeinen Ort aus deiner Kindheit. Einen Fluss. Ein Haus. Eine Erinnerung. Eine Frau vielleicht. Ans Bett eines alten Freundes. Oh, ich weiß Bescheid, ich weiß alles über solche wie uns. Ich weiß es.« Er nickt angesichts der vorüberziehenden Lichter und der Dunkelheit.

»Ach ja, weißt du das?«

»Das ist immer der Grund dafür, dass wir umhergehen. Schon seltsam, wenn du bedenkst, wie viele Bücher geschrieben wurden über Geister und Wiedergänger, und doch hat keiner der Schriftsteller dieser ehrwürdigen Werke je auch nur ansatzweise das wahre Geheimnis entdeckt, das uns dazu veranlasst umherzugehen. Aber es geht immer um ... eine Erinnerung, einen Freund, eine Frau, ein Haus, ein Glas Wein, einfach alles, was mit dem Leben und dem LEBENDIGSEIN zu tun hat.« Er ballt die Hand zur Faust, um den

Worten Nachdruck zu verleihen. »Lebendigsein! WAHRES Lebendigsein!«

Wortlos beschleunigst du deinen Schritt, doch sein Wispern verfolgt dich: »Später musst du dich mir anschließen, mein Freund. Wir treffen uns mit den anderen heute Nacht, morgen und in allen anderen Nächten, bis wir schließlich gesiegt haben!«

»Wer sind die anderen?«

»Die Toten. Wir schließen uns zusammen gegen« – eine Pause – »die Intoleranz.«

»Die Intoleranz?«

»Die frisch Verstorbenen und gerade Begrabenen sind eine Minderheit, eine verfolgte Minderheit. Sie erlassen Gesetze gegen uns!«

Du bleibst stehen. »Eine Minderheit?«

»Ja.« Er ergreift deinen Arm. »Sind wir denn erwünscht? Nein! Wir werden gefürchtet! Wie Schafe werden wir in die Schlucht getrieben, man schreit uns an, steinigt uns, wie einst die Andersgläubigen. Das ist nicht richtig, sag ich dir, es ist nicht fair!«

Wütend reißt er die Arme hoch und lässt sie niedersausen. »Fair, fair, ist das fair? Ist es fair, dass wir in unseren Gräbern verrotten, während der Rest der Welt singen, lachen, tanzen darf? Fair, ist es denn fair, dass sie lieben, während wir in der Kälte liegen müssen, dass sie berühren, während unsere Hände zu Stein werden? Nein! Ich sage fort mit denen, fort! Warum sollen denn wir sterben? Warum nicht sie?«

»Vielleicht ...«

»Sie schmeißen uns Erde ins Gesicht und meißeln Inschriften in einen Stein, der uns niederdrückt, und stopfen Blumen in eine alte Blechdose und begraben sie. Einmal im Jahr! Und manchmal noch nicht einmal das! Oh, wie ich die Lebenden hasse. Diese Narren. Diese verdammten Narren. Sie tanzen die ganze Nacht und lieben und uns vergessen sie einfach. Ist das denn richtig?«

»Darüber habe ich nie nachgedacht.«

»Nun«, schreit er, »wir werden es ihnen schon zeigen.«

»Wie denn?«

»Tausende von uns treffen sich heute im himmlischen Hain. Ich bin der Anführer. Wir werden sie töten! Zu lange haben sie uns vernachlässigt. Wenn wir nicht leben können, werden sie auch nicht leben. Du kommst doch auch, mein Freund? Ich habe mit vielen gesprochen. Schließe dich uns an. Die Friedhöfe werden sich heute Nacht öffnen und die Verlorenen werden hervorkommen, um die Zweifler zu vernichten. Du kommst doch auch?«

»Ja. Wahrscheinlich. Aber ich muss jetzt gehen. Ich muss noch einen Ort finden. Dann schließe ich mich euch an.«

»Gut«, antwortet er. Du gehst weiter, lässt ihn im Schatten zurück. »Gut, gut, gut!«

Nun den Hügel hinauf, schnell. Gott sei Dank ist die Nacht kalt.

Du keuchst. Da ist es, leuchtet in der Nacht in schlichter Pracht, das Haus, in dem Großmutter ihre Pensionsgäste versorgte. Wo du als Kind auf der Veranda gesessen und zugehört hast, wie die Raketen feurig in die Lüfte stiegen, die Feuerräder sprühten, und das Schießpulver, mit dem dein Onkel Bion, stets die selbst gedrehte Zigarette im Mund, seine Kupferkanone abfeuerte, dröhnte in deinen Ohren.

Nun begreifst du zitternd, warum die Toten umhergehen. Um Nächte wie diese zu erleben. Hier, wo der Tau das Gras benetzte und du den feuchten Rasen niedergetreten und die Süße des Augenblicks gekostet hast, Jetzt, das Morgen gibt es nicht mehr, das Gestern ist vorüber, heute Nacht ist lebendig!

In dem großen, prächtigen Haus fand samstags das Festessen statt!

Und hier, hier, erinnerst du dich? Es ist Kims Haus. Das gelbe Licht auf der Rückseite, das ist ihr Zimmer.

Du stößt das Tor auf und eilst den Weg hinauf.

Du erreichst ihr Fenster und spürst, wie Atem das kalte Glas berührt. Als der Nebel sich lichtet, sind die Umrisse ihres Zimmers zu erkennen: Kleidung liegt auf dem kleinen

weichen Bett verstreut, die Dielen aus Kirschbaumholz sind auf Hochglanz poliert und Teppiche liegen hingeworfen wie schlafende Hunde mit dickem Fell.

Sie betritt das Zimmer. Müde sieht sie aus, doch sie setzt sich und beginnt ihr Haar zu kämmen.

Atemlos lauschend stehst du an der kalten Fensterscheibe und wie aus den Tiefen des Meeres hörst du sie singen, so leise, als wäre es nur das Echo eines Liedes, das noch gar nicht gesungen ist.

Du klopfst an das Fensterglas.

Sinnlich kämmt sie weiter ihr Haar.

Du klopfst erneut, voller Furcht.

Dieses Mal legt sie Kamm und Bürste weg und steht auf, kommt zum Fenster. Zuerst sieht sie nichts; du stehst im Schatten. Dann schaut sie genauer hin. Außerhalb des Lichtscheins erblickt sie eine vage Gestalt.

»Kim!« Du kannst einfach nicht anders. »Ich bin es! Kim!«

Du streckst den Kopf in den Lichtschein. Ihr Gesicht erleuchtet. Sie schreit nicht – nur ihre Augen weiten sich und ihr Mund öffnet sich, so, als wäre irgendwo ein gewaltiger Blitz in einem plötzlichen Unwetter in die Erde geschlagen. Sie weicht ein Stück zurück.

»Kim!«, rufst du. »Kim!«

Sie sagt deinen Namen, aber du hörst es nicht. Sie möchte wegrennen, doch stattdessen schiebt sie das Fenster hoch und tritt weinend zurück, als du hineinkletterst und ins Licht trittst.

Du schließt das Fenster und stehst da, taumelnd, doch sie ist am anderen Ende des Zimmers, das Gesicht halb abgewandt.

Du suchst nach Worten, doch du findest keine und dann hörst du sie weinen.

Schließlich findet sie die Sprache wieder.

»Sechs Monate«, sagt sie. »So lange bist du schon tot. Als du gestorben bist, habe ich geweint. Noch nie im Leben habe ich so viel geweint. Aber jetzt kannst du unmöglich hier sein.«

»Aber ich bin hier!«

»Aber warum? Ich verstehe das nicht«, sagt sie. »Warum bist du gekommen?«

»Ich war verloren. Es war sehr dunkel und ich begann zu träumen, ich weiß nicht, wie. Und da warst du in meinem Traum und ich weiß nicht wie, aber ich musste einen Weg zurück finden.«

»Du kannst nicht hierbleiben.«

»Bis zum Sonnenaufgang. Ich liebe dich noch immer.«

»Sag das nicht. Das darfst du nicht, nicht mehr. Ich gehöre hierher und du dorthin, und im Moment habe ich furchtbare Angst. Vor langer Zeit gab es vieles für uns, was wir liebten, vieles, was wir gemeinsam taten. Alles, was wir unternommen haben, worüber wir Witze gemacht und gelacht haben, all diese Dinge liebe ich noch immer, aber ...«

»Ich habe immer noch diese Gedanken. Ich denke wieder und wieder darüber nach, Kim. Bitte versuch doch zu verstehen.«

»Du willst kein Mitleid, oder doch?«

»Mitleid?« Du wendest dich ab. »Nein, das will ich nicht. Kim, hör mir zu. Ich könnte dich jede Nacht besuchen. Wir könnten uns unterhalten, wie früher. Es wäre genauso wie vor einem Jahr. Vielleicht würdest du mich verstehen, wenn wir redeten, und würdest lange Spaziergänge mit mir machen oder wir könnten uns wenigstens ein wenig näherkommen.«

»Das ist unmöglich. Wir können einander nicht näherkommen.«

»Kim, eine Stunde jede Nacht oder eine halbe, egal wann. Fünf Minuten. Nur, um dich zu sehen. Das ist alles, wirklich alles.«

Du versuchst, ihre Hände zu ergreifen. Sie zieht sie weg.

Sie schließt fest die Augen und sagt einfach: »Ich fürchte mich.«

»Warum?«

»Ich habe gelernt, mich zu fürchten!«

»Daran liegt es?«

»Ja, ich denke schon.«

»Aber ich will mit dir reden.«

»Reden wird es nicht bessern.«

Allmählich lässt ihr Zittern nach. Sie wird ruhiger und entspannter. Sie sinkt auf den Bettrand nieder und ihre Stimme klingt sehr alt in ihrer jungen Kehle.

»Vielleicht«. Eine Pause. »Möglicherweise. Ich glaube, ein paar Minuten jede Nacht und vielleicht gewöhne ich mich an dich und habe keine Angst mehr.«

»Was immer du sagst. Morgen Nacht also? Du wirst keine Angst haben?«

»Ich versuche es.« Das Atmen fällt ihr schwer. »Ich werde keine Angst haben. Ich treffe dich in ein paar Minuten vor dem Haus. Lass mir einen Moment Zeit, mich wieder zu fassen, dann können wir Gute Nacht sagen. Geh zum Fenster, klettere hinaus und schau zurück.«

»Kim, eines darfst du nie vergessen: Ich liebe dich.«

Und nun bist du draußen und sie verschließt das Fenster.

Du stehst im Dunkel und weinst über etwas Tieferes als deinen Kummer.

Du entfernst dich vom Haus.

Auf der anderen Straßenseite geht ganz allein ein Mann, und du erinnerst dich, dass es der Mann ist, der früher am Abend mit dir geredet hat. Er ist verloren und geht umher, genau wie du, allein in einer Welt, die er kaum kennt. Er bewegt sich auf der Straße voran, als suchte er nach irgendetwas.

Und plötzlich steht Kim neben dir.

»Alles in Ordnung«, sagt sie. »Es geht mir jetzt besser. Ich glaube, ich habe keine Angst mehr.«

Sie nimmt dich mit in eine Eisdiele und ihr setzt euch an den Tresen und bestellt Eiscreme.

Du sitzt da und betrachtest deinen Eisbecher und denkst dir, wie wundervoll es ist, es ist so lange her.

Du nimmst deinen Löffel in die Hand. Du steckst einen Löffel voll Eis in den Mund, dann hältst du inne und spürst, wie das Leuchten aus deinem Gesicht fließt. Du lehnst dich zurück.

»Stimmt etwas nicht?«, fragt dich der Angestellte hinter dem Limonadenzapfhahn.

»Es ist nichts.«

»Schmeckt das Eis nicht?«

»Nein, es ist gut.«

»Sie essen ja gar nicht«, sagt er.

»Nein.«

Du schiebst den Eisbecher von dir weg und spürst, wie eine schreckliche Einsamkeit sich in dir ausbreitet.

»Ich habe keinen Hunger.«

Du sitzt kerzengerade, dein starrer Blick geht ins Nirgendwo. Wie sollst du ihr nur sagen, dass du nicht schlucken, nicht essen kannst? Wie sollst du ihr erklären, dass dein ganzer Körper sich zu verfestigen scheint und nichts sich bewegt, dass du nichts schmeckst?

Du stehst auf und wartest, bis Kim die Eisbecher bezahlt hat. Dann stößt du die Tür weit auf und gehst in die Nacht hinaus.

»Kim ...«

»Ist schon in Ordnung«, sagt sie.

Ihr geht den Weg zum Park hinunter. Du fühlst ihre Hand auf deinem Arm, ganz weit weg, denn die Berührung ist so sanft, dass du sie kaum spürst. Unter deinen Füßen verliert der Gehweg seine Härte. Du gehst wie in einem Traum, spürst weder den Boden noch dessen Unebenheiten.

Kim sagt zu dir: »Ist das nicht wunderbar? Riech mal. Flieder.«

Du streckst die Nase in die Luft, doch da ist nichts. Voller Panik versuchst du es noch einmal, aber da ist kein Flieder.

Zwei Menschen kommen in der Dunkelheit vorbei. Sie ziehen vorüber und lächeln Kim zu. Als sie weitergehen, sagt einer von ihnen im Vorübergehen: »Hast du das gerochen? Da ist was faul im Staate Dänemark.«

»Was?«

»Ich verstehe nicht ...«

»Nein!« Kim schreit. Und plötzlich, nachdem sie die Stimmen gehört hat, reißt sie sich los und rennt davon.

Du packst ihren Arm. Kämpfst lautlos mit ihr. Sie schlägt auf dich ein. Du spürst ihre Fäuste kaum.

»Kim!«, rufst du. »Nicht doch. Hab keine Angst.«

»Lass mich los!«, brüllt sie. »Du sollst mich loslassen!«

»Ich kann nicht.«

Da war es wieder: du *kannst* nicht. Sie gibt nach und steht leise schluchzend an dich gelehnt. Deine Berührung lässt sie erzittern.

Du hältst sie fest, schaudernd. »Kim, verlass mich nicht. Ich habe so viele Pläne. Wir reisen, egal wohin, einfach nur reisen. Hör mir zu. Stell dir vor. Wir werden die besten Speisen essen, die schönsten Orte besuchen und den besten Wein trinken.«

Kim unterbricht dich. Du siehst, wie ihr Mund sich bewegt. Du neigst den Kopf. »Was?«

Wieder spricht sie. »Lauter?«, bittest du. »Ich höre dich nicht.«

Sie redet, ihre Lippen bewegen sich, doch kein Laut dringt an dein Ohr.

Und dann sagt eine Stimme wie aus weiter Ferne: »Es hat keinen Sinn. Siehst du?«

Du lässt sie los.

»Ich wollte das Licht sehen, die Blumen, Bäume, ganz gleich was. Ich wollte dich berühren können, aber, oh Gott, als ich da drinnen die Eiscreme kostete, war alles fort. Und jetzt habe ich das Gefühl, ich kann mich nicht bewegen. Ich höre kaum noch deine Stimme, Kim. Ein Wind ist angekommen heute Nacht, doch du spürst ihn kaum.«

»Hör mir zu«, sagt sie zu dir. »So geht es nicht. Man bekommt die Dinge nicht, nur weil man sie haben will. Wenn wir nicht reden können oder hören oder fühlen, noch nicht einmal schmecken, was bleibt denn dann für dich und mich?«

»Ich kann dich immer noch sehen und ich weiß noch, wie du warst.«

»Das reicht nicht, es muss mehr geben als das.«

»Das ist so ungerecht. Gott, ich will leben!«

»Das wirst du, ich verspreche es dir. Aber nicht so. Du bist schon sechs Monate tot und ich werde bald ins Krankenhaus gehen.«

Du hältst inne. Plötzlich wird dir kalt. Du hältst ihr Handgelenk fest und starrst in ihr Gesicht.

»Bitte?!«

»Ja. Ins Krankenhaus. *Unser* Kind. Verstehst du, es war nicht nötig, dass du zurückkommst, du bist immer bei mir, du wirst weiterleben. Nun dreh dich um und geh zurück. Glaub mir, alles wird gut. Lass mir eine schönere Erinnerung als diese schreckliche Nacht mit dir. Geh dahin zurück, woher du gekommen bist.«

In diesem Augenblick kannst du noch nicht einmal weinen; deine Augen sind trocken. Du hältst ihre Handgelenke fest und plötzlich, ohne Vorankündigung, sinkt sie langsam zu Boden.

Du hörst sie flüstern: »Ins Krankenhaus. Ja, ich glaube, ich muss ins Krankenhaus. Schnell.«

Du trägst sie die Straße hinunter. Ein Nebel verdichtet sich in deinem linken Auge und du begreifst, dass du bald blind sein wirst. Das alles ist so ungerecht.

»Beeil dich«, flüstert sie. »Schnell.«

Du rennst los, stolpernd.

Ein Auto fährt vorbei und du rufst. Das Auto hält an und einen Augenblick später sitzen Kim und du im Auto, zusammen mit einem Fremden, und ihr rauscht durch die Nacht.

Auf der wilden Fahrt hörst du sie immer wieder sagen, dass sie an die Zukunft glaubt und dass du bald gehen musst.

Endlich seid ihr da, aber du bist inzwischen fast vollständig blind und Kim ist verschwunden; der Krankenhausangestellte hat sie fortgebracht, ohne dass ihr euch verabschieden konntet.

Du stehst vor dem Krankenhaus, hilflos, dann drehst du dich um und gehst fort. Die Welt verblasst.

Du gehst weiter, zuletzt im Halbdunkel, versuchst, Personen zu erkennen und den Flieder zu riechen, der irgendwo da draußen vielleicht noch zu finden ist.

Plötzlich merkst du, dass du dich durch eine Schlucht jenseits des Parks bewegst. Da sind die Wiedergänger, die Nachtläufer, die sich versammeln. Weißt du noch, was der Mann zu dir sagte? All diese Verlorenen, all diese Einsamen finden sich heute Nacht zusammen, um auf der Erde zu wandeln und jene zu zerstören, die sie nicht verstehen.

Der Pfad unter deinen Füßen rast dahin. Du fällst hin, raffst dich wieder auf und stürzt erneut.

Der Fremde, der Wiedergänger, taucht vor dir auf, als du in die stille Senke gelangst. Du schaust dich um, doch da ist niemand weiter in der Finsternis.

Der seltsame Anführer stößt einen wütenden Schrei hervor: »Sie sind nicht gekommen! Nicht einer von diesen Wiedergängern, nicht ein einziger! Nur du. Oh, diese Feiglinge, verdammt sollen sie sein, diese verdamnten Feiglinge!«

»Gut.« Dein Atem oder die Illusion deines Atems verlangsamt sich. »Ich bin froh, dass sie nicht auf dich gehört haben. Es muss einen Grund dafür geben. Möglicherweise ... vielleicht ist etwas mit ihnen geschehen, das wir nicht verstehen.«

Der Anführer schüttelt den Kopf. »Ich hatte einen Plan. Aber ich bin allein. Selbst, wenn all die einsamen Seelen sich erheben würden, wären sie nicht stark genug. Ein Stoß genügt, um sie zu Fall zu bringen. Wir werden langsam müde. *Ich* werde müde ...«

Du gehst von ihm fort. Sein Flüstern er stirbt. Der Puls dröhnt in deinem Kopf. Du lässt die Schlucht hinter dir und betrittst den Friedhof.

Dein Name steht auf dem Grabstein. Die raue Erde erwartet dich. Du gleitest hinab durch den schmalen Tunnel, zurück zu Satinstoff und Holz, du hast keine Angst mehr, bist nicht mehr aufgeregt. Schon liegst du in der warmen Finsternis. Nur deine Füße kannst du noch bewegen. Du entspannst dich.

Eine Fülle warmer Nahrung überwältigt dich, wie ein gewaltiger Schaum, fortgewaschen vom Flüstern der Gezeiten.

Du atmest ganz ruhig, ohne Hunger, ohne Sorge. Du wirst

innig geliebt. Du bist in Sicherheit. An diesem Ort, an dem du bist, wandeln sich die Träume, bewegen sich.

Schläfrig. Dein Körper löst sich auf, er ist klein, kompakt, ohne jedes Gewicht. Schläfrig. Träge. Still. Still.

An wen versuchst du dich zu erinnern? Ein Name taucht auf aus dem Meer. Du beeilst dich, ihn einzufangen; die Wellen tragen ihn fort. Es ist jemand Schönes. Jemand. Eine Zeit, ein Ort. Schläfrig. Dunkelheit, Wärme. Lautlose Erde. Eine vage Strömung. Stille.

Ein dunkler Fluss trägt dich mit sich, schneller und schneller.

Du brichst hervor. Du wirst in warmes, gelbes Licht gehalten.

Die Welt erscheint dir so groß wie ein schneebedeckter Berg. Die Sonne brennt und eine gewaltige rote Hand packt deine Füße, während eine weitere Hand dir auf den Rücken schlägt, um dir einen Schrei abzurufen.

Eine Frau liegt ganz in der Nähe. Schweißperlen benetzen ihr Gesicht und da ist ein wildes Singen und schrilles Erstaunen in diesem Raum und dieser Welt. Du brüllst, kopfüber, daraufhin dreht man dich um, du wirst liebkost und gestillt.

Gefangen in deinem kleinen Hunger vergisst du das Reden; du vergisst alles.

Ihre Stimme über dir flüstert: »Geliebtes Kind. Ich werde dich nach ihm benennen. Nach ihm ...«

Die Worte bedeuten nichts. Einst hast du dich gefürchtet vor etwas Schrecklichem und Schwarzem, nun aber ist alles vergessen, da ist Wärme und Nahrung. Ein Name formt sich in deinem Mund, du versuchst ihn auszusprechen, obwohl du seine Bedeutung nicht kennst, du schreist ihn einfach glücklich heraus. Das Wort löst sich auf, verblasst, ein ausradiertes Gespenst des Lachens in deinem Kopf.

*»Kim! Kim! Oh, Kim!«*

# DIE BLACK MILL BUCHT

Lisa Morton



Es war noch immer dunkel und Jim war gezwungen, sich seinen Weg durch die tückischen Disteln und Spinnweben allein mithilfe seiner Taschenlampe zu bahnen. Einmal stolperte er, den Stiefel in einer überwucherten Furche eingeklemmt, doch dann fand er den Trampelpfad, der an der Küste entlangführte. Obwohl gerade die Saison eröffnet wurde und an diesem Morgen die Ebbe das Wasser so weit hinausgetragen hatte wie nur selten im Jahr, stellte er fest, dass er auf dem Weg ganz allein war, und er dachte, *vielleicht hatte Maren recht – vielleicht ist das wirklich keine gute Idee.*

Er hatte seine Frau in der warmen Schlafkoje des Wohnmobils zurückgelassen, doch ihm war durchaus bewusst, dass sie nur so tat, als schlafe sie; in der Nacht davor hatten sie sich nämlich gestritten und nun verabreichte sie ihm die wohlverdiente Maren-schweigt-Behandlung. Letzte Woche hatte sie in der Zeitung einen Artikel über zwei Taucher gelesen, die während ihrer Seemuscheljagd von einem Hai angegriffen wurden. Der Arm des einen Mannes wurde abgerissen und ehe sie den Strand erreichten, war er im Boot verblutet.

»Das soll etwa zwanzig Minuten von Fort Ross im Norden San Franciscos passiert sein«, hatte Maren ihn aufgeklärt.

»Das ist dort, wo *wir* hinwollen, Jim.«

»Schatz, du weißt doch, dass ich nicht tauche«, versuchte er ihr geduldig in Erinnerung zu rufen.

»Aber du trägst einen Taucheranzug.«

»Du warst doch dabei, Maren. Wir gehen nur bei Ebbe rein und immer in Ufernähe. Ich war noch nie in so tiefem Wasser, dass ein Hai sich dorthin verirren könnte.«

»Aber du gehst immer allein hinein, Jim. Das ist gefährlich.«

Maren hatte sich bereits entschieden, dass sie ihn nicht gehen lassen wollte und so nahm der Streit kein gutes Ende. Sie begleitete ihn auf der kurvigen dreistündigen Fahrt von San Jose, aber ihm war klar, dass sie auf keinen Fall die Wanderung von zwei Meilen in der Morgendämmerung hinab zur Bucht mitmachen würde, und er bat sie auch nicht darum. Er hoffte einfach, dass sie den Streit vergessen hatte, nachdem er zurück war auf dem Campingplatz, die Taschen gefüllt mit den kostbaren Schalentieren, wenn er sie gesäubert hatte und es an ihr war, die Leckerbissen in Butter anzubraten und der köstliche Duft den Wohnwagen durchströmte.

Sie hatten sich schon oft gestritten. Zu oft.

Als sie heirateten, machte er ihr klar, dass er ein Jäger war. Natürlich hatte er eine Arbeit, Familie, Freunde, andere Interessen – aber seine Lebensgeister wurden erst bei diesem ältesten und heiligsten Sport so richtig geweckt. Nichts gab ihm ein stärkeres Gefühl von Verbundenheit, von *Reinheit*, als wenn er das Fleisch auf den Tisch legte, das er mit seinen eigenen Händen erlegt hatte. Meistens war die Jagd schwierig, manchmal sogar richtig mühsam, aber dadurch wurde sein Erfolg erst so richtig befriedigend. Tatsache war, dass Jim sich nur dann wirklich lebendig fühlte, wenn er draußen war, die Beute im Visier.

Maren duldete seine Jagdausflüge, aber nie hätte sie selbst ein Gewehr oder eine Angel oder ein Fischernetz in die Hand genommen. Er nahm an, das lag einfach an dem Unterschied zwischen Männern und Frauen; Männer waren von Natur aus Jäger, Frauen dagegen Sammlerinnen. Dennoch gaben ihre Wünsche ihm immerfort Rätsel auf. Vielleicht wollte sie ein Kind ... aber wenn er ihr den Vorschlag machte, dann sagte sie ihm, sie sei noch nicht bereit dafür. Ihm war schleierhaft, wofür sie eigentlich bereit war. Nach fünf Jahren Ehe hatte er noch immer keine Ahnung.

Er versuchte, die Gedanken an Maren und ihre scheiternde

Beziehung aus dem Kopf zu bekommen, während er eine weitere Meile dem Trampelpfad folgte, der sich zwischen Unkraut dahinschlängelte. Das Rauschen der Brandung vernahm er irgendwo zu seiner Linken und der sanfte Klang, ohne das Heranrollen von Wellen, das eine steigende Flut angekündigt hätte, beruhigte ihn. Der Pfad wandte sich nun nach rechts, aber da entdeckte Jim die herabgefallenen grauen Äste eines Baums, die er immer als Wegweiser benutzte. Er verließ den Pfad und suchte sich erneut seinen Weg durch Nesseln und welkes Gras. Aus Erfahrung wusste er, dass er noch ungefähr zwei Minuten zu gehen hatte, ehe er die Klippen erreichte, und so verlangsamte er den Schritt, ließ den Strahl der Taschenlampe umherwandern, bis er den Rand entdeckte.

Das war auch so eine Sache, worüber er mit Maren gestritten hatte – dass die Black Mill Bucht so schwer zu erreichen war. Nach der dreistündigen Fahrt durch die engen Kurven des beängstigenden Highway 1 musste man vom Campingplatz aus eine weitere Wanderung von vierzig Minuten unternehmen, um zur Bucht zu gelangen. Auf drei Seiten war sie von steilen Klippen umgeben und dazwischen lag das offene Meer. Eine enge Schlucht, versteckt im Dickicht, war die einzige Möglichkeit hinunterzugelangen, ohne wirklich klettern zu müssen.

Jim war gern allein auf der Jagd. *Aber was, wenn er sich dort unten verletzte und nicht wieder hinaufkam?* Natürlich hatte er versucht, ihr zu erklären, dass die einsame Lage der Bucht genau das war, was sie so vollkommen machte. In den drei Jahren, seit er die Black Mill Bucht entdeckt hatte, war ihm nur ein anderer Jäger begegnet – ein Sporttaucher. Er wusste inzwischen, dass er aus der kleinen Bucht stets eine gute Ausbeute der schwer zu entdeckenden Schalentiere mit nach Hause brachte.

Als er sich zum höchsten Punkt der Klippen über dem Meer hinaufzog, waren alle Gedanken an Maren aus seinem Kopf verschwunden und er konzentrierte sich auf seine Aufgabe. Zunächst musste er sich behutsam am Rand der

Klippe vorantasten, bis er jenen Busch entdeckte, der den Eingang zur Schlucht anzeigte. Vorsichtig ging er um das Dickicht herum und sprang hinab auf einen Felsvorsprung, der knapp einen Meter darunter lag. Jetzt war er in der Schlucht und wusste, dass er den restlichen Weg nur tastend finden konnte. Er steckte die Taschenlampe in den Gürtel und begann den Abstieg.

Die Schlucht war voller Felsvorsprünge, die eine natürliche, wenn auch sehr steile Treppe bildeten. Er schaffte es ohne Zwischenfall bis nach unten. Sobald er aus der Schlucht trat, trafen ihn der scharfe Geruch von Salz und angeschwemmtem Seetang und das laute Rauschen der Brandung, das hier durch die Wände der Schlucht noch verstärkt wurde. Er zog die Taschenlampe wieder hervor. In ihrem Schein erkannte er in einigen Metern Entfernung die kleinen Pools, die die Ebbe zurückgelassen hatte, dunkles Wasser, umgeben von überkrusteten Felsen und glänzendem, glitschigem Seetang. Als er den Rucksack auf einem flachen, hüfthohen Felsen abstellte, packte ihn der Nervenkitzel der Jagd. Er zog die Wanderstiefel aus, überprüfte nochmals sein Fangnetz und das Eisen und schaltete schließlich die Taschenlampe aus.

Es zeichnete sich gerade erst ein blasses Grau am Himmel ab, als er sich seinen Weg über die glitschigen Felsen und den rutschigen Seetang bahnte. Auf dem Boden hörte er leises Krabbeln und hin und wieder ein scharfes Pop, wenn er auf dem freiliegenden Seetang eine Luftblase zertrat. Seine Augen begannen bereits zu stechen von der salzigen Gischt und so setzte er die Taucherbrille auf, ließ den Schnorchel jedoch außer Acht. Er lief, bis er das Gefühl hatte, noch etwa 12 Meter vom Strand entfernt zu sein und gerade noch die dunklen Umrisse eines großen Pools erkannte. Er ließ sich bis zu den Hüften ins Wasser hinab und begann dann, die Unterseite der Felsen zu untersuchen.

Seine Finger in den Handschuhen tasteten sich über stachelige Seeigel und saugende Anemonen und schon nach wenigen Minuten wurde er mit einer großen Muschel

belohnt. Das Tier war mehrere Fuß unter der Wasseroberfläche eingeklemmt und um mit dem Eisen an sie heranzukommen, musste er entweder die Luft anhalten oder aber den Schnorchel einsetzen. Er entschied sich für Ersteres, holte tief Luft und tauchte ab.

Beim Versuch, das Eisen unter die Muschel zu schieben, zerkratzte er die Schale, doch schließlich hatte er Erfolg und begann sie hochzuhebeln. Die Muschel saß sehr fest und ihre Lage war schwer zugänglich und seine Lungen platzten fast, da spürte er endlich, wie die harte Muschel nachgab. Das begehrte Schalentier fiel in seine offene Hand und er streckte den Kopf aus dem Wasser.

Leider stellte sich heraus, dass es sich lediglich um eine mittelgroße Muschel handelte, aber sie passte nicht durch die Messschablone und er wusste, dass sie eine Hüterin war. Mit einem Gefühl der Befriedigung steckte er das Tier in das Fangnetz und setzte die Jagd fort.

Im ersten Pool fand er keine weiteren Schätze und so begab er sich in den nächsten. Dieser war nur durch eine schmale Barriere aus Felsen und Seetang vom Meer getrennt. Es war ein großer, vielversprechender Pool. Er stieg hinein und tastete die Felsvorsprünge ab, wobei er eine Hand stets auf dem freiliegenden Felsen neben seinem Kopf liegen ließ. Er zuckte nicht, als ein Krebs, so groß wie ein Salatteller, über seine Finger trippelte.

Unter dem ersten Felsen fand er nichts und wandte sich dem nächsten zu. Dieser neigte sich unter der Wasseroberfläche von ihm weg und das Wasser reichte ihm bis zum Kinn, als er versuchte, seine Rückwand zu erreichen. Er tastete sich gerade von links nach rechts, als er etwas Langes, Dickes mit gelenkigen Auswüchsen an einem Ende ertastete.

Eigentlich fühlte es sich wie ein knochiger menschlicher Arm an.

Er fuhr zurück, als hätte ihn etwas gebissen. Sein Atem ging schnell. Er hätte schwören können, dass er gerade Handgelenkknochen gefühlt hatte, dann Finger, die immer noch mit etwas Fleisch bedeckt waren.

Das war doch lächerlich. Ein abgetrennter Arm in einem Gezeitenpool? Wahrscheinlich war es nur ein seltsames Stück Seetang oder Treibholz, das mit der letzten Flut hereingespült worden war. Oder ein (*Hai*) ...

Er sah sich um. Für einen Moment stieg Panik in ihm auf und er wünschte sich, er hätte bis zum Sonnenaufgang gewartet, ehe er hergekommen war. Nein, er wollte schließlich jagen, solange noch Ebbe war, bevor die Flut mit wildem Rauschen das Land zurückeroberte. Er musste einfach noch vor der Morgendämmerung hier in der salzigen Finsternis suchen. Allein.

Es war gerade hell genug, dass er seine Finger erkannte, wenn er sie nahe vor das Gesicht hielt. Er nahm die Taucherbrille ab, zwinkerte schmerzhaft, bis ihm die Tränen kamen und das Salzwasser wegwuschen, und dann zwang er sich, wieder unter dem Felsen zu tasten.

Wieder ertastete er dieses Ding, er verstärkte seinen Griff und zog. Nach einigem Widerstand zog er es heraus und hielt es über dem Wasser vor seine Augen.

Es handelte sich ganz ohne Zweifel um einen menschlichen Arm.

Er stieß einen unfreiwilligen Schrei aus und ließ das Ding fallen. Größtenteils bestand es nur aus Knochen, doch ein paar Hautfetzen und Sehnen hingen noch herab. Die Finger schienen noch vollzählig zu sein und es endete an der Stelle, wo vermutlich der Ellbogen angefangen hatte.

Verzweifelt kletterte er aus dem Pool und auf die Felsen, das Herz klopfte wie wild, die Augen schmerzten. Er wollte noch weiter zurück, doch er rutschte auf dem Seetang aus und fiel flach auf den Rücken. Der Aufprall auf dem verkrusteten Fels, der Schmerz, als seine Handschuhe an den scharfkantigen Napfschnecken und Entenmuscheln zerrissen, irritierte ihn genug, dass er innehielt und seine Lage überdachte.

*Was zur Hölle ... wie war das ... bloß hierhergekommen?*

Das war bestimmt Marens Hai, oder? Jim sah sich erschreckt um und merkte, dass er auf der dem Meer

zugewandten Seite des Gezeitenpools saß. Er starrte auf die nahezu unsichtbaren, sanft strömenden Wellen. Seetang und Treibholz schaukelten hier und da in der Brandung und durchbrachen dann und wann die Wasseroberfläche, wie ein Kopf, der plötzlich auftaucht. Oder eine Flosse.

Auf allen vieren kroch er zurück und wieder in den Pool. Das Klatschen seines Körpers im Wasser erschreckte ihn und mit neu aufsteigender Panik erinnerte er sich, dass der Arm in diesem Pool herumschwamm – streifte er nicht sogar gerade seinen Knöchel? Er schrie auf, warf sich an den nächstgelegenen Felsen und zog sich über dessen Rand, dann wandte er sich zum Strand um und kroch darauf zu.

Er krabbelte einige Meter, bis er ruhig genug war, um einen klaren Gedanken zu fassen. Er hielt inne, um Luft zu holen (*verdammte, ich kippe gleich um!*) und nachzudenken.

*Also gut, offenbar sollte ich mich wieder auf den Weg zum Wohnmobil machen, Maren wecken und ins Büro des Campingplatzes fahren.* Sie hatten versucht, ihre Handys vom Campingplatz aus zu benutzen, aber dort hatten sie keinen Empfang gehabt. Dann, so nahm er an, würde er wohl wieder hierherkommen und den Behörden zeigen müssen, wo er den Arm gefunden hatte. Natürlich würde zu dem Zeitpunkt bereits wieder die Flut eingesetzt haben und man müsste Taucher hinausschicken.

Er hoffte nur, dass sie Schutzanzüge hatten wegen der Haie.

Er fasste einen Plan; jetzt wusste er, was zu tun war. Er merkte, dass er irgendwie auf die linke Seite der Bucht gelangt war und von hier aus war der schnellste Weg zurück zum Strand, wenn man einfach durch einige große Pools watete.

*Einige große Pools, in denen vielleicht noch mehr herumschwamm.*

Er wusste sofort, dass er das nicht fertigbrachte. Was, wenn im nächsten Pool etwas Schlimmeres wartete als ein Arm – ein Kopf zum Beispiel, ein Schädel mit einem schrecklichen Grinsen ...

Er zwang sich, noch einmal ruhig nachzudenken. In dem trüben Licht konnte er kaum den Weg erkennen, der ihn zurück zu seinem Rucksack führen würde – und zu seiner

Taschenlampe. Er sagte sich, dass er sich langsam und vorsichtig bewegen sollte, aber er zitterte und es fiel ihm schwer, das Gleichgewicht zu halten ...

Er rutschte aus und landete mit einem Bein in einem Pool.

Obschon er nur bis zum Knöchel im Wasser steckte, riss er seinen Fuß zurück, als wäre er in flüssiges Feuer geraten. Er starrte auf das Wasser und dann auf die umliegenden Felsen. Jedes dieser langen, abgeschälten, weißen Holzstücke hätte ein Knochen sein können, die zersplitterten Muscheln waren vielleicht Stücke von Nägeln oder Zähnen ...

Er bemühte sich, mit dem Zittern aufzuhören, doch es gelang ihm nicht. Stattdessen griff er nach einem großen Stück Treibholz (*zu groß für etwas Menschliches!*), das ihm als Wanderstab dienen sollte. Mit seinem neuen Stock prüfte er die tückischen Seetangfelder und Felsen, ehe er seine Füße darauf setzte und schaffte es auf diese Weise schließlich bis zum Fuß der Schlucht.

Jim ließ sich auf einen flachen Felsen fallen und warf den behelfsmäßigen Stock beiseite. Einen Moment lang lag er einfach nur da, erleichtert, sicher und lebendig. Nach einer Weile ließ das Zittern nach. Er war den Gezeitenpools mit ihren furchtbaren Geheimnissen entkommen. Er musste nur noch die Schlucht hinaufklettern und dann war er in Sicherheit.

Er setzte sich auf, öffnete rasch den Rucksack und zog ein Handtuch hervor, mit dem er seine schmerzenden Augen abtupfte und war ziemlich erstaunt, einen dunklen Fleck auf dem weißen Handtuch zu sehen: Er blutete stark aus einer Schnittwunde an der Hand. Er umwickelte sie mit dem Handtuch, zog seine Wanderstiefel an, steckte die Arme durch die Gurte des Rucksacks und begann den Aufstieg durch die Schlucht.

Inzwischen war es hell genug, um den Gipfel der Klippen zu erkennen, während er über die Felsstufen nach oben kletterte. Gelegentlich hielt er an, um sich neu zu orientieren, dann stieg er auf den nächsten Felsen. Er hatte den

Gipfel fast erreicht, als plötzlich irgendetwas das Licht über ihm verschwinden ließ. Er sah hinauf ...

... und erblickte den Schatten eines Mannes, der dort stand.

Gerade wollte er ihm zurufen, froh darüber, ein anderes (*lebendiges*) menschliches Wesen zu sehen, doch etwas ließ ihm seinen Ruf im Halse stecken bleiben. Er starrte nur nach oben.

Der Mann über ihm schleppte etwas, etwas Großes. Es war schwarz und Jim dachte bei sich, dass es sich dabei wohl um einen 100-Liter-Plastikmüllsack handelte, wie sie Maren zu Hause verwendete. Nur dass dieser Müllsack hier voll war und sich über seinen Inhalt wölbte.

*Wieso zur Hölle lädt dieser Typ seinen gottverdammten Müll ausgerechnet hier draußen ab?!*

Der Mann stemmte den Sack in die Höhe. Jim sah, dass er offensichtlich sehr schwer war.

Und da begriff er.

*Oh mein Gott. Oh Jesus, verdammt, verdammt noch mal ...*

Der Müllsack war voller Körperteile.

Und der Mann machte sich mit seiner Last gerade auf den Weg in die Schlucht.

Jim hatte keine Ahnung, ob der Mann wusste, dass er hier war. Er glaubte es nicht, noch nicht. Jims Aufstieg war leise gewesen und er hielt sich im Schatten der Schlucht und trug schwarze, nasse Kleidung. Aber selbst wenn der Mann ihn noch nicht gesehen hatte, so würde er ihn doch bald bemerken in der engen Schlucht ...

... denn er kam jetzt herunter und er war nur einen knappen Meter von Jim entfernt.

Jim begann instinktiv rückwärts hinabzusteigen. In der Schlucht konnte man sich nirgendwo verstecken, aber vielleicht konnte er ja noch in die Bucht gelangen, zu einem Felsen oder einem der Gezeitenpools ...

Vielleicht konnte er wenigstens den dicken Ast Treibholz wiederfinden, den er zur Seite geworfen hatte und der so einen guten Wanderstab abgab ... oder eine Keule.

Der Mann über ihm bewegte sich nur langsam, weil er

versuchte, den übervollen Sack nicht aufzureißen, wodurch Jim leicht im Vorteil war, obwohl er sich rückwärts bewegte. Er erreichte den großen flachen Felsen, auf dem er sich nur wenige Minuten zuvor noch ausgeruht hatte, hockte sich daneben und tastete so lange herum, bis seine Finger sich um die beruhigende Wölbung des Astes schlossen. Dann bahnte er sich seinen Weg zur Linken, immer an die felsigen Windungen der Klippen gepresst.

Er hörte das leise Rasseln von Kieselsteinen und hielt plötzlich inne. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, bis er begriff, dass der andere das Geräusch verursacht hatte, da er wohl den Halt verloren und ein paar Steine von der Klippenwand losgetreten hatte. Er hörte den Mann leise fluchen, dann trat er aus der Schlucht heraus, stand auf den großen, flachen Felsen und stellte den Sack dort ab.

Jims Herzschlag dröhnte in seinen Ohren, als er sich rasch duckte – obwohl da kein Felsen war, hinter dem er sich verstecken konnte. Er konnte den Mann erkennen, denn seine Umrisse zeichneten sich gegen den Himmel ab. Außerdem hatte er inzwischen seine eigene kleine Stablampe aus der Tasche gezogen. Wenn er die Stablampe in Jims Richtung bewegte ...

Er tat es nicht. Er richtete den Lichtschein auf die vor ihm liegenden Gezeitenpools, schulterte den Sack und trat vom Felsen herunter, um offenbar sein Werk zu vollbringen.

Jim war klar, dass jetzt nur zwei Möglichkeiten blieben; die klassische Frage: Kämpfen oder Abhauen? Er konnte versuchen, den Mann mit seinem Ast zu verprügeln, aber wenn der Kerl ihn hörte und bewaffnet war, dann war Jim tot. Oder er konnte versuchen, die Schlucht hinaufzuklettern, ehe er entdeckt wurde. Er wusste, dass, falls er noch länger wartete, die Dämmerung ihn verraten würde wie ein Scheinwerfer. Er musste sich schnell entscheiden.

Er entschied sich für die zweite Möglichkeit, doch er war der Meinung, dass er noch warten sollte, bis der Mann sich so weit wie möglich von der Schlucht entfernt hatte. Jim war jung und vermutlich schneller als der Kerl, selbst wenn er

ihn entdecken sollte, allerdings – wenn er wirklich bewaffnet sein sollte ... Es war seine einzige Chance. Jim befreite sich von dem lästigen Rucksack, denn er würde ihn nur langsamer machen. Dann wartete er, neben der Klippenwand kniend, die Augen auf den Mann mit dem Müllsack geheftet, der auf dem Weg zum ersten größeren Gezeitenpool war. Dort angelangt, setzte er den Müllsack ab, griff hinein, zog etwas hervor ...

*(oh Jesus, ein Bein, ein verdammtes Bein!)*

... und legte es vorsichtig in den Gezeitenpool. Nachdem er es dort platziert hatte, griff er hinter sich und Jim dachte, dass er wohl nach einem Stein suchte, den er als Gewicht verwenden konnte, damit das Bein auch unter Wasser blieb. Und dort wäre es dann auch, wenn die Flut wiederkehrte und mit ihr die Meerestiere, die rasch und gründlich jeden Beweis verschwinden und nur ein paar Knochen übrig lassen würden, die vermutlich niemals irgendwer fand in dieser abgelegenen Bucht ...

Jim sprang mit einem Satz auf die Füße und rannte auf die Schlucht zu.

Er rannte schlecht und tollpatschig, das wusste er. Er wusste es mit derselben Sicherheit, die ihm sagte, dass er gleich sterben würde. Doch noch hatte er eine Chance, tollpatschig war nicht weiter schlimm, wenn er denn wenigstens leise war ...

Er rutschte seitlich weg und knallte gegen einen Felsen. Die vergessenen Muscheln, die in seinem Fangnetz ihr Leben aushauchten, klapperten laut, viel zu laut.

Als Jim verzweifelt wieder auf die Füße kam, flackerte der Schein der Stablampe über ihn hinweg.

Einen Moment lang war er wie versteinert und der einzige Gedanke in seinem Kopf (*wie ein Reh im Scheinwerferlicht!*) war einfach nur lächerlich. Dann merkte er, wie der Mann sich ihm zuwandte und versuchte, über die unebenen Gezeitenpools hinweg zu rennen. Außerdem griff er in eine Tasche und die Stablampe ließ etwas aufleuchten – keinen Gewehrlauf, sondern ein Messer.

*Natürlich hat er ein Messer. Mit einem Gewehr schneidet man keine Leute auseinander.*

Jim begann zu rennen, aber er erkannte, dass er es nie rechtzeitig zur Schlucht schaffen würde. Also blieb er stehen und nahm die Keule in beide Hände ...

... Auch der andere blieb stehen.

Jim blieb nur ein kurzer Augenblick des Erstaunens, bevor der Mann ihn neu einzuschätzen schien und wieder auf ihn zustürzte. Plötzlich brannte der Schein der Stablampe in seinen Augen und blendete ihn. Er war drauf und dran, den Arm hochzureißen, um sich vor dem Licht zu schützen, doch dann schwang er einfach blind die Keule.

Und er fühlte, wie sie etwas Hartes traf. Er hörte, wie der andere Mann schmerzhaft nach Luft schnappte und stöhnend zu Boden ging. Doch als der Typ fluchte, war ihm klar, dass er ihn nicht k.o. geschlagen hatte und er ihm gleich wieder auf den Fersen sein würde, er und sein Messer.

Jim stolperte rückwärts – auf die Gezeitenpools zu – und hob erneut den Ast.

Der andere Mann machte jetzt die Taschenlampe aus und warf sie weg. Jim stellte fest, dass es hell genug war, um etwas von dessen Gesicht zu erkennen. Er war ein wenig älter als er selbst, aber nicht viel, und er trug dunkle Jogginghosen und Turnschuhe. Das Auffälligste an ihm war natürlich das Messer in seiner Hand.

Plötzlich sprang er nach vorn. Jim trat zur Seite, das Messer durchschnitt die Luft, wo gerade noch Jims Körper gewesen war. Jim versuchte, den Mann mit dem Ast zu treffen, doch er verfehlte ihn und verlor das Gleichgewicht. Er fing sich in dem Moment, als der andere über ihn kam. Jim versuchte, zur Seite zu rollen, war jedoch nicht schnell genug. Das Messer traf ihn an der Schulter.

Der Schmerz war gewaltig, aber er lähmte ihn nicht. So holte Jim mit dem Ast aus und ließ ihn auf die Füße des Fremden niedersausen. Der Ast traf und der Mann fiel zur Seite. Er fiel mitten hinein in einen Steinhaufen und stöhnte. Jim kam wieder auf die Füße, biss die Zähne angesichts

des Schmerzes in seiner Schulter zusammen und stolperte rückwärts. Dann verfangen seine Füße sich in etwas und er fiel hin ...

... mitten auf den Müllsack.

Er schrie auf, als der Sack aufplatzte und eine beißende Suppe aus Blut und Gliedmaßen preisgab. Er schlug und trat um sich und versuchte auf allen vieren aus diesem grauenhaften Durcheinander herauszukommen. Dieses Mal war er dankbar, als er in einen Gezeitenpool voller reinigendem Salzwasser fiel. Er tauchte aus dem Pool auf und sah, wie der andere Mann sich erhob. Er war sich nicht sicher, doch er glaubte, im Gesicht des Mannes etwas Dunkles ausmachen zu können, das vielleicht Blut war.

Gerade wollte er den Ast wieder hochheben, als er voller Schrecken erkennen musste, dass er irgendwann in dem Handgemenge zerbrochen und nur noch ein nutzloses, kurzes, federleichtes Stück Treibholz war. Er warf es zur Seite und sah sich verzweifelt nach etwas um, das ihm von Nutzen sein könnte – ein anderer Ast, ein Stein, wenigstens ein scharfes Stück von einer Muschelschale ...

Und dann war der andere Mann über ihm.

Jim schnappte sich den Arm, als der Mann mit dem Messer auf ihn einstach. Beide tauchten sie unter die Felsen ab. Jims Rücken prallte schmerzhaft gegen einen Stein, der so groß wie eine Grapefruit war. Ihre Ellbogen glitten auf einem Strang Seetang aus und das Messer schlug Funken, als es über die rauen Felsen schabte. Jim brachte genügend Kraft auf, um den anderen von sich zu stoßen. Seine Hand erastete ein Gewicht neben sich, eine Waffe, die er ganz vergessen hatte: das Muscheleisen.

Als sein Gegner wieder auf die Füße kam, wartete Jim schon auf ihn. Als er auf ihn zustürzte, rammte Jim ihm das Eisen in den Kopf. Ein überaus befriedigendes *Knack!* war zu hören und der Mann ging zu Boden.

Dieses Mal gab er kein Stöhnen mehr von sich. Er bewegte sich auch nicht. Jim wusste, dass sein Schlag den Kerl zumindest außer Gefecht gesetzt, wenn nicht sogar getötet hatte.

Er verschwendete keine Zeit damit, es herauszufinden.

Er machte sich auf den Weg zur Schlucht, ihn kümmerte nicht mehr, wie oft seine Füße ausrutschten oder er stolperte. Er erreichte die Schlucht und vergaß seinen Rucksack ebenso wie seine verwundete Hand und seine schmerzende Schulter. Er hievte sich aus der Schlucht hinaus und noch ehe er klar zu denken vermochte, rannte er schon den Trampelpfad hinab zum Campingplatz, völlig außer Atem, aber im Bewusstsein, dass er es geschafft hatte.

Er hielt kurz inne, um sich umzuschauen, um sich zu vergewissern, dass der Mann ihn nicht verfolgte. Seine Lunge brannte und als er sicher war, dass niemand hinter ihm war, hielt er an und beugte sich vornüber, um nach Luft zu schnappen. Und noch ehe es ihm bewusst wurde, merkte er, wie er lachte. Er lachte aus purer Erleichterung, aus Freude über seinen Sieg. Dieses Mal war er der Gejagte gewesen und er war entkommen. Er hatte dem Tod ins Gesicht geblickt, aber er lebte noch und konnte es Maren erzählen.

*Maren ... warte nur, bis ich es dir erzählt habe.* Er machte kehrt und rannte zum Wohnmobil, ein Lächeln breitete sich in seinem Gesicht aus.

*Vielleicht werde ich ein Held sein. Vielleicht gibt es eine Belohnung. Wird das Maren nicht stolz machen, wenn ihre Freunde mein Bild in der Zeitung sehen ...?!*

Er bog ab, rannte ohne nachzudenken durch das Dickicht, völlig unempfindlich jetzt gegen die stechenden Nesseln und tückischen Wurzeln. In der Morgendämmerung erblickte er den Campingplatz. Sein Wohnmobil war der einzige Gast.

»Maren!«, rief er, obwohl er wusste, dass er noch viel zu weit entfernt war, als dass sie ihn hätte hören können.

»Maren!«, rief er wieder, als er auf den Wagen zulief und zur Fahrerseite ging, auf der sich die Tür befand.

Dann schwankte er und hielt inne.

Die Tür des Wohnmobils hing in den Angeln und knarrte leise in der morgendlichen Brise. Da glitzerte Blut. Riesige Mengen Blut, große Lachen an der Tür, auf der Treppe und

auf dem Straßenpflaster. Ein breiter Streifen Blut führte einige Meter weit weg und verschwand dann. Danach waren nur noch ein paar blutige Fußabdrücke zu sehen, die ins Dickicht führten, Fußabdrücke von einem Paar Männerturnschuhe.

Jim brachte es nicht fertig, ins Innere des Wohnmobils zu schauen. Das würde nun auch nicht mehr helfen, denn ihm war klar, dass Maren nicht da war – zumindest das meiste von ihr. Er wusste, wo sie war und was mit ihr geschehen war.

Und als ihm bewusst wurde, wie sehr er verloren hatte, begann er in der kalten Morgenluft zu schreien.